



Leah Remini Die Schauspielerin kämpft jetzt gegen Scientology. Von *Andrea Tedeschi*

Aufgewachsen in einer Lüge

Eine leise Frau ist Leah Remini nie gewesen. Die amerikanische Sitcom «The King of Queens» machte die Schauspielerin vor zwanzig Jahren bekannt als aufbrausende und etwas unheimliche Carrie Heffernan, die nur glücklich ist, wenn es anderen schlecht geht.

Laut ist Remini auch heute noch. Ihre bedrohliche Stimme aber hat sie anderen geliehen. In ihrer achtteiligen Dokumentation «Scientology and the Aftermath», die der amerikanische Sender A&E ab dieser Woche zeigt, berichten ehemalige Mitglieder teilweise unter Tränen, wie Scientology sie ruinierte - psychisch, körperlich und finanziell.

Die Dokuserie wird mit Spannung erwartet und von Scientologen gefürchtet. Denn sie wird von einem ehemaligen hochstehenden Mitglied moderiert: Leah Remini. Anwälte der Sekte üben offenbar seit Wochen massiven Druck auf Sender und Produzenten aus, um die Ausstrahlung zu verhindern. Sie beschimpfen Remini als «verwöhnte Diva» und lausige Schauspielerin, die ihren Zenit überschritten habe. Sie versuche bloss, längst wiederlegte Mythen wie Missbrauch, Unterdrückung und Betrug zu rezyklieren.

Die Beschimpfte lässt sich nicht einschüchtern. Sie stehe auf der richtigen Seite, sagt die 46-Jährige. Eine engagierte auf der anderen. Remini war eine engagierte Scientologin, sie sagt es selbst. Jetzt kämpft sie erbittert gegen die «Kirche», die für sie eine Art Familie geworden war. Im Alter von acht folgte sie ihrer Mutter in die Organisation, zog deswegen von Brooklyn an der Ostküste nach Los Angeles. Und blieb der Organisation 30 Jahre treu.

Lange glaubte sie an das gute Leben derer, die sich nach den Grundsätzen von Scientology richten. Spielraum für Interpretationen gab es nicht. Den Bezug zur Realität, den sie mit der Zeit bei Scientology verloren habe, stellte Tom Cruise, der Hollywoodschauspieler, unfreiwillig wieder her. Remini beschreibt die Nummer zwei der Organisation als einen charismatischen Menschen, dem nie jemand etwas habe abschlagen können. Nach sechs Jahren Ehe liess sich die Schauspielerin Katie Holmes von ihm scheiden. Die Trennung hatte sie lange und heimlich vorbereitet, damit Cruise und die Organisation überrascht. Grund war das gemeinsame Kind, das nicht bei Scientology aufwachsen sollte.

Leah Remini begann zu zweifeln. In diesem Moment sei ihr klar geworden, sagte sie später, dass auch sie gehen musste. Auch sie habe ihrer 12 Jahre alten Tochter nicht zumuten wollen, sich zwischen ihrer Familie und Scientology entscheiden zu müssen. Mann und Tochter folgten ihr.

Leah Remini rechnete mit der Sekte ab in ihrem Enthüllungsbuch «Troublemaker: Wie ich Hollywood und Scientology überlebte». Sie sei in einer Lüge aufgewachsen und habe sie durchschaut, begründete Remini ihren Ausstieg. Und wandte sich dem Katholizismus zu.

Willkommenskultur Zuwanderer verzweifeln: Weshalb wird man in der Schweiz so ungeniert von Fremden angestarrt? Die Antwort ist kompliziert - und irgendwie ernüchternd. Von *David Hesse*

Das Starren der Schweizer

Sie verlässt die Schweiz, fliegt heim nach Amerika. Ein paar Dinge wird sie vermissen, sagt sie: den Sprung in den See im Sommer, das Licht im Engadin, Trinkwasserbrunnen überall und die Armada der Putzwägelchen, die den öffentlichen Raum poliert. Anderes eher nicht: das Selberwägen des Gemüses, Hochsnebel, DJ Boso. Und den «Swiss Stare», das ständige Angestarrtwerden.

«Erst dachte ich: Mist, ich habe noch ein Cornflake an der Backe. Dann realisierte ich: Die gucken einfach. Auf mich.» In der S-Bahn, beim Betreten eines Lokals, beim Warten auf der Post mit dem Nümmerli in der Hand: Die Schweizer starren, Männer wie Frauen, Junge wie Alte. Ins Gesicht, auf den Bauch, in die Augen. Mag das Land in vielen Lebensbereichen (Reden halten, Lieder singen) eine eher hemmungsreiche Kultur sein: Das Anstarren anderer ist erlaubt.

Länger, als anständig ist

Wer nun meint, das sei subjektives Empfinden, der liegt falsch. Der «Swiss Stare» ist ein Problem unter Expats. «Die Leute schauen mich länger an, als anständig ist», klagt ein Amerikaner, der in der Westschweiz lebt, auf der Website Reddit. Und auf Englishforum.ch bittet jemand anonym um Hilfe: «Wir werden dauernd angestarrt, die Blicke dauern scheinbar ewig.»

Die Antwort eines Landeserfahrenen ist knapp und bitter: «Welcome to Switzerland.» Das sei etwas Kulturelles hier, niemand solle den Grund bei sich selber suchen. Also nicht wie die junge Frau aus den USA, die auf ihrem Blog schreibt: «Die Schweizer können Nichtschweizer riechen. Ich spüre, wie sie mich überall anstarren. So frustrierend.» Das sei der falsche Schluss. Die Schweizer starrten alle an, Fremde wie Eigene.

Fängt man an, darauf zu achten, so zeigt sich rasch: Die Zuwanderer haben recht. Wir mustern uns oft und ohne Scham. Im Tram, durchs Schaufenster des Coiffeurs, ja beim Vorübergehen auf dem Trottoir: Weshalb betrachten wir uns eigentlich alle so intensiv? Neid, Angst, Attraktion? Zuweilen wird es grotesk, wie ein hier lebender Australier erklärt: «Wenn im Restaurant ein Glas herunterfällt und zerbricht, dann wird der Raum still und starrt. Manche verrenken sich oder stehen auf, um besser sehen zu können.»

Lokalen Gepflogenheiten hat man sich anzupassen, klar. Doch beim Angestarrtwerden hört für viele Australier der Spass an fremder Kultur auf. «Das ist so schräg hier! In den USA und Grossbritannien lernst du als Kind: Starr die Leute nicht an, das ist unhöflich. Die Schweizer



Eher wachsam: «Schweizermacher» Karl Lüönd (l.) und Emil Steinberger im Film von 1978. Foto: SRF

haben die Lektion wohl geschwänzt», empört sich eine Frau aus Georgia, die in Zug lebte, auf ihrer Website. Starren ist nicht eigen, sondern unhöflich. Wenn man bei Google die Worte «Why are the Swiss» eintippt, so will die Autovervollständigung daraus «Why are the Swiss so rude?» machen, warum sind sie so grob? Das Starren ist das meistgenannte Problem - neben desinteres-

siertem Servicepersonal, mangelndem S Schlangestehen und dem interessanterw immer wieder beobachteten Vordrängen Pensionären. Gehört unser Selbstbild re

Vielleicht. Zwar glaubt eine Kanadierin Blick der Schweizer sei «ehrlich», nicht u Wer die Augen aufreisse, sei irgendwie ja offen. Doch das überzeugt nicht, unser S nicht einladend. Eher wachsam, schreibt Ethnologe, ebenfalls aus Kanada, auf sei «How to be Swiss». Das Starren sei ein dafür, dass die Schweiz als kleines Lan stärkerer Nachbarn sich auf eine Art k Frühwarnsystem geeinigt habe: «Indem s Auge auf alles halten, sichern die Schweiz alles stimmten in ihrer Welt.» Andernorts g die Leute, wenn jemand Cornflakes ch hat, also bereits etwas passiert ist. In der aber wird vorbeugend gestarrt.

Ernüchternder Gedanke: ein Leben in Alarmbereitschaft. Vielleicht erklärt das gewisse Verspanntheit hier. Man könnte dagegenhalten. Vielleicht Neugierde statt Ske Blick tragen. Täte uns gut. Manchmal bra die Augen der anderen, um sich zu erken

In der Schweiz wird schon geguckt, bevor etwas passiert.



David Hesse
Redaktor Hintergrund & Debatte

Brief aus Europa Es ist eigentlich paradox: Je weniger die Frauen arbeiten können, desto seltener haben sie Nachwuchs. Von *Chiara Saraceno*

Europa braucht mehr Kinder

Kein europäisches Land ausser Frankreich kann eine Geburtenrate aufweisen, die den aktuellen Bevölkerungsstand zu garantieren vermag, was bedeutet: zwei Kinder pro Frau. Das gilt künftig auch für Irland, das in den 90er-Jahren noch die höchste Geburtenrate im westlichen Europa hatte.

Allerdings sind die Unterschiede in den verschiedenen Ländern nach wie vor erheblich. Auf der einen Seite gibt es Staaten wie Grossbritannien, Schweden oder Holland, bei denen die Geburtenrate über einem Schnitt von 1,7 Kindern pro Frau liegt. Im krassen Gegensatz dazu stehen die Länder, in denen die Demografen eine besonders niedrige Geburtenrate feststellen, mit einem Schnitt unter 1,5 Kindern pro Frau. Dazu gehören fast alle Mittelmeerländer, abgesehen von Zypern, sowie eine bedeutende Anzahl von Ländern im Osten Europas und Deutschland. Ohne die Einwanderer läge die Rate bedeutend niedriger.

Nun altert eine Bevölkerung schneller, deren Geburtenrate unter dem Niveau der Reproduktion liegt. Das belastet das Gleichgewicht zwischen Gesundheit und Überwiegungen. Bei aller Weisheit der Älteren: Überwiegen sie, fällt es der Gesellschaft schwerer, sich kulturell, wissenschaftlich und technologisch zu erneuern.

Einem Trend entsprechend, der kurz vor Ende des letzten Jahrhunderts klar festzustellen war, findet man die besten Geburtenraten in den Ländern mit der höchsten Beschäftigungsquote von Frauen. Dort werden ihre Arbeitsleistungen

erleichtert und die Unterstützung der Kinder durch Dienstleistungen oder finanzielle Hilfen verbessert.

Was funktioniert am besten?

Im Gegensatz dazu gibt es in den Ländern - wie Italien -, in denen es eine geringe Beschäftigungsquote von Frauen gibt, ein geringeres Kindergeld, das auch noch aufgeteilt wird, sowie unzureichende Dienstleistungen. Hier ist die Geburtenrate nicht nur niedrig, sie sinkt sogar noch weiter. Gleichzeitig ist die Häufigkeit von Kinderarmut höher. Dasselbe passiert in einigen osteuropäischen Ländern, wo die Beschäftigungsquote von Frauen zwar vergleichsweise hoch ist, dafür aber die Dienstleistungen und finanziellen Hilfen nur geringe. In dem Masse, in dem die Bildung der Frauen steigt, sinkt die Geburtenrate. Umso mehr ist es notwendig, dass den Ländern ihr eigenes Humankapital a liegt, männlich wie weiblich, altei oder zugewandert. Und dass si Kapital investieren. Es ist w eine junge Generation wieder ein ausreichend positiv Und gerade diese be in den Ländern m am wenigsten Aus dem Ital'



Chiara Saraceno
Die 75-jährige Schriftstellerin und Soziologin aus Mailand schreibt regelmässig für «La Repubblica».